

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 17 (1941-1942)
Heft: 6

Artikel: Misstrauen macht die Welt zum Gefängnis
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1067060>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



misstrauen macht die Welt zum Gefängnis

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von H. Tomamichel

Wenn der Amerikaschweizer das Grünhorn aus der alten Heimat einige Stunden durch die Sehenswürdigkeiten von New York geschleppt hat und es diesem von dem phantastischen Autoverkehr, den Wolkenkratzern und den Expreßlifts, die ohne zu stoppen in den sechsunddreißigsten Stock fahren, bereits ganz sturm geworden ist, dann schlägt der Gastfreund gewöhnlich vor, eine kleine Erfrischung einzunehmen. Und sein stolz triumphierendes Lächeln lässt erraten, daß er seinem Besucher eine Überraschung bereiten will, die diesen bestimmt mehr verblüfft als alles, was er bisher gesehen hat.

Und dann führt er ihn in ein sogenanntes Exchangebuffet. Das sind riesige Selbstbedienungsrestaurants. Auf endlosen Regalen stehen angerichtete Leckerbissen in Hülle und Fülle, von kalten Forellen bis zum Apfelkuchen. Der hungrige Gast greift nach Herzenslust zu, und plötzlich fällt ihm auf, daß weit und breit kein Bedienungspersonal zu sehen ist, außer einigen Negern, welche die leeren Platten abräumen. Beim Weggehen kommt man an einer Kasse vorbei, wo ein hübsches Fräulein fragt: « Wieviel? », worauf man einen bestimmten Betrag nennt und das Geld hinlegt.

« Wieso », erkundigt sich das er-

staunte Grünhorn, « hat nun die Angestellte an der Kasse gewußt, wieviel wir konsumiert haben und ob der Betrag, den Sie angaben, stimmt? »

Auf diese Frage hat der Gastgeber schon die längste Zeit gelauert, und stolz erklärt er dem Neuling: « Das Fräulein an der Kasse hat tatsächlich keine Ahnung. Dieser ganze Betrieb beruht auf dem Vertrauen, daß die Gäste ehrlich sind. Es wäre ein Kinderspiel, hier zu betrügen. Das kommt aber sozusagen nicht vor. Wir sind eben hier in Amerika und nicht in Europa. Oder glauben Sie etwa, man könnte in Zürich auch ein Restaurant auf diese Art führen? »

Worauf der Besucher ein beschämtes « Nein » murmelt.

In den Vereinigten Staaten gibt es noch andere verblüffende Einrichtungen, die dem Europäer unfaßbar vorkommen. Auf dem Lande, wo die Farmen oft weit von der Straße abliegen, wird die Post an vielen Orten in offene Briefkästen gelegt. Wenn die Bauern an diesen Briefkästen vorbeikommen, schauen sie nach, ob Post für sie drin sei und legen gleichzeitig die zu spedierenden Briefe in den Kasten.

Aber auch in den großen Städten findet man Ähnliches. Wenn jemand nicht im Besitz einer Marke ist, so legt er den Brief neben den Briefkasten und das Geld für die Frankatur dazu. Und um die Weihnachtszeit werden Hunderte von Paketen mit Weihnachtsgeschenken auf die Straße neben die Briefkästen gelegt, damit sie das Postautomobil mitnimmt. Mannshohe Haufen von Weihnachtspaketen türmen sich neben den Briefkästen auf.

Ein höherer schweizerischer Postbeamter, dem ich davon erzählte, meinte, er möchte nicht riskieren, ein ähnliches System bei uns einzuführen.

In vielen Dörfern und kleinen Städten der Balearen war es noch vor kurzem, das heißt vor der spanischen Revolution, Sitte, jeden Abend eine kleine Geldmünze vor die Haustüre zu legen, die der Diener des Distriktdoktors in der Morgenfrühe einsammelte. Fehlte irgendwo die Münze, dann war dies ein Zeichen, daß im Haus

jemand krank sei, und der Arzt erschien im Laufe des Tages. Da er ein Interesse daran hatte, seine Münze möglichst bald wieder zu erhalten, wurden die Patienten in der Regel rasch gesund. Es soll nie vorgekommen sein, daß ein Unberufener die offen daliegende Münze zu sich nahm.

Der Schweizer, dem ich von dieser Sitte berichtete, ist Arzt. Er sagte, vom beruflichen Standpunkt aus gefalle ihm das System nicht übel, er vermute aber, bei uns würde die Zahl der fehlenden Münzen bedeutend größer sein als die Zahl der Kranken.

Die ehrliche Schweiz

Warum sind alle diese Dinge bei uns nicht möglich?

Die Antwort ist ganz einfach. Sie wären möglich, wenn wir den Mut besitzen würden, es einmal zu versuchen.

Man kann den Schweizern sicher mit Recht viele Nationalaster ankreiden. Aber wenn wir eine Tugend besitzen, in der uns kein anderes Volk übertrumpft, so ist es die Ehrlichkeit.

Vor einigen Jahren ist mir folgende Geschichte passiert: Unser jüngerer Sohn, der dazumal zehnjährig war, mußte einige Kommissionen erledigen und gleichzeitig bei einem Handwerker eine Rechnung bezahlen. Meine Frau gab ihm deshalb zwei Zwanzigfrankennoten mit. Der junge Mann konnte nun nichts Gescheiteres tun, als die beiden Noten in das weitmaschige Marktnetz zu verstauen und dieses in jugendlichem Übermut in die Luft zu werfen, um es wieder aufzufangen, mit dem Ergebnis, daß die zwei Banknoten unterwegs verlorengingen. Aber nicht für lange. Schon am andern Tag waren wir wieder im Besitz der vierzig Franken. Eine der Noten wurde von einem Straßenarbeiter gefunden und prompt auf dem nächsten Polizeiposten abgeliefert. Die zweite Note fand eine Primarschülerin auf dem Schulweg, die sie ihrem Lehrer abgab. Wir wohnen in einem Außenquartier von Zürich.

Ein Ausnahmefall? Durchaus nicht.

Als ich vor 36 Jahren die Primarschule besuchte, passierte es fast jede Woche, daß ein Kind aus einer andern Klasse an die Schultüre klopfte und nachher in singendem Ton das obligate Sprüchlein aufsagte: « Hät öpper von öi en Zwänzger verloore? »

Und man kann in unsren Städten keinen Anzeiger aufschlagen, ohne nicht unter der Rubrik « Verloren » Angaben über vermißte Brieftaschen, Portemonnaies usw. zu finden, worin der ehrliche Finder aufgefordert wird, das Geld da und da abzugeben. Diese Inserate sind für uns eine Selbstverständlichkeit. Niemand denkt: Wie kann jemand so naiv sein und glauben, verlorenes Bargeld werde zurückerstattet. Und in der Tat erleben es die Beamten unserer Fundbureaus Tag für Tag, daß von armen Leuten, die es bitter nötig hätten, auf der Straße gefundene Barbeträge abgeliefert werden.

Eine solche Ehrlichkeit findet man nicht in allen Ländern. Sie macht Ausländern deshalb einen tiefen Eindruck.

Auch die Unbestechlichkeit unserer Beamten ist einzigartig. Wir betrachten es als Selbstverständlichkeit, daß Beamte mit 400—500 Franken Monatsgehalt Aufträge vergeben, die in die Hunderttausende gehen, ohne sich in irgendeiner Form schmieren zu lassen, so daß es bei nahe als öffentlicher Skandal wirkt, wenn es einmal vorkommt, daß ein solcher Mann von einem Kunden zu Weihnachten einen Lebensmittelkorb im Werte von 50 Franken entgegennimmt, ohne der vorgesetzten Behörde davon Mitteilung zu machen.

Es wird doch niemand im Ernst behaupten wollen, wir könnten es an Ehrlichkeit zum Beispiel mit den Amerikanern nicht aufnehmen, unsren Zürchern, Bernern oder Baslern könne man nicht das gleiche Vertrauen entgegenbringen wie zum Beispiel den New Yorkern, unter denen sich, wie das bei einem solchen Einwanderungszentrum selbstverständlich ist, neben vielen rechten Leuten zweifelhafte Existzenzen aus allen Erdteilen in Hülle und Fülle finden!

Das psychologische Wunder

Was ist denn das Geheimnis der am Anfang geschilderten Einrichtungen? Es liegt in der alten psychologischen Tatsache, daß nichts so geeignet ist, die Ehrlichkeit zu fördern wie Vertrauen, und nichts, alle schlechten Instinkte zu wecken wie das Mißtrauen. Mißtrauen schafft beim andern eine Kampfstimmung. Je größer die Kontrolle, um so stärker der Anreiz, doch noch der Gescheitere zu sein. Vertrauen aber entwaffnet. Wir könnten unser ganzes Leben unendlich verschönern, wenn wir diese Grundwahrheit einsehen und die Folgerungen daraus ziehen würden.

Es herrschte früher bei vielen Hausfrauen eine üble Tradition, nicht nur den Sekretär, sondern überhaupt alle Schränke sorgfältig abzuschließen aus Angst, das Dienstmädchen könnte sich an fremdem Eigentum vergreifen. Sogar die Zuckerbüchsen waren in der schlechten alten Zeit des 19. Jahrhunderts mit einem Schlüssel versehen, um die Kinder und Hausangestellten am Naschen zu verhindern. Glauben Sie, daß in solchen Haushaltungen weniger genascht wurde als bei einer Frau, die Türen und Kästen offen läßt? Davon ist doch gar keine Rede. Im Gegenteil.

Als die Bundesbahnen vor einigen Jahren dazu übergingen, die unentgeltliche Beförderung von Skis zuzulassen, gestattete man den Reisenden, diese Skis in den Gepäckwagen zu stellen. Es gab dazumal Leute, welche dieser Neuerung mit den größten Bedenken gegenüberstanden. Sie fürchteten, es werde in zahlreichen Fällen dazu kommen, daß sich infolge der fehlenden Kontrolle gewissenlose Elemente diese Skis zu Unrecht aneignen würden. Diese Angst erwies sich als grundlos. Unter dem Einfluß des geschenkten Vertrauens bildete sich sofort eine kollektive Moral der Skifahrer, die diese Diebstähle praktisch verhinderte.

In einem älteren Buch über den Bergsturz von Arth-Goldau habe ich folgende Stelle gefunden:

« Auch bedurfte ehevor hier in Goldau die öffentliche Sicherheit keines Schlosses und keines Riegels; hier sowie im obern Teile des Landes steckte immerhin der Schlüssel an der Türe eines jeden Milchkellers, und wenn jemand beim freundschaftlichen und längern Abendgespräch sich nach geblähter Nideln sehnte, deswegen aber seinen früher zu Bette gegangenen Nachbar nicht gerne aufgeweckt hätte, so ging man in einer nur gegen Kälte und gegen Tiere, aber nicht für Menschen verschlossene Milchhütte hinein, schöpfte den dichten Nidel von der Milch hinweg, legte den für zwei Maß oder vier Bouteillen Rahm bestimmten Wert von vier Batzen zur Seite des hölzernen, insgemein zehn Maß haltenden Milchgeschirres, schloß dann die Türe mit dem daran bleibenden Schlüssel wieder zu, genoß den hinweggetragenen, nach seinem wahren Werte bezahlten und mit voller, wenn auch nur schweigender Einwilligung des Eigentümers hinweggetragenen Leckerbissen. »

Ein schönes Beispiel der Atmosphäre des Vertrauens, die früher in vielen Gegenen der Schweiz herrschte. Seither hat

sich vieles gewandelt; die Menschen sind zwar nicht besser, aber auch nicht schlechter geworden. Ähnliches ist auch noch heute möglich.

Vor zwei Jahren haben die Zeitungsverkäufer in Zürich nach französischem Vorbild angefangen, Selbstbedienungsverkaufsstellen einzurichten. Auf einer Bank in einer Wartehalle oder an einer Straße liegt ein Stapel Zeitungen, daneben ein Teller mit Kleingeld. Das Publikum nimmt die Zeitung weg und legt die 15 Rappen in den Teller. Trotzdem es furchtbar einfach ist, eine Zeitung wegzutragen, ohne sie zu bezahlen, ja sogar den Inhalt des Tellers zu stehlen, ist ein Fehlbetrag verhältnismäßig selten.

Die Tramverwaltung einer großen Schweizerstadt hat ein anderes System. Durch zahllose Kontrolleure wird ein energischer Kampf gegen die Schwarzfahrer aufgenommen. Wer bei der Kontrolle ohne Billett angetroffen wird, muß 50 Rappen Buße zahlen und wird außerdem mit Überweisung an den Strafrichter bedroht. Entschuldigungen, man habe den Kondukteur übersehen usw., werden grundsätzlich nicht geglaubt.

Schweizerische Anekdoten



In der Gemeinde Rifferswil ereignete sich, allerdings lange vor dem Weltkrieg, folgendes: Ein angesehener Bürger hatte das Zeitliche gesegnet, und der Rifferswiler Pfarrer Meyer hielt wie üblich die Abdankung. Nun war der Herr Pfarrer schon hoch in den Siebzigern und nicht mehr so ganz beieinander, wie man sagt. Etwas aber hatte er noch behalten, eine ungeheuer

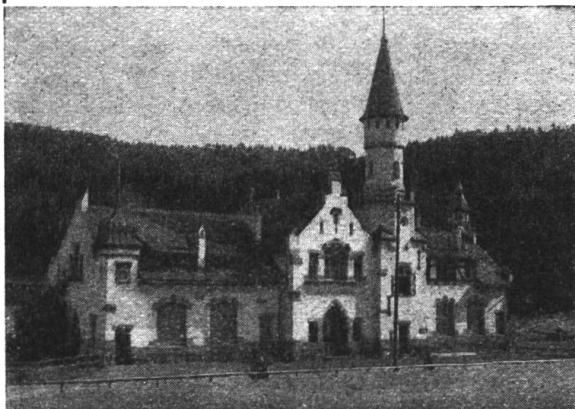
laute Baßstimme. Der gemischte Chor Rifferswil sang ein Lied. Zuerst verlas der Pfarrer die übliche Liturgie. Darauf sang der Chor ein Lied, und der Herr Pfarrer hielt die Abdankungsrede. Nach der Abdankungsrede mußte der Chor wieder singen.

Wie nun das zweite Lied beendet war, erhob sich der Herr Pfarrer Meyer nochmals und begann dem erstaunten Auditorium nochmals wortwörtlich die gleiche Abdankungsrede zu halten. Er hatte vergessen, daß er schon einmal gesprochen hatte. Die Zuhörer, die ihren Pfarrer gut mochten, verzogen aber keine Miene.

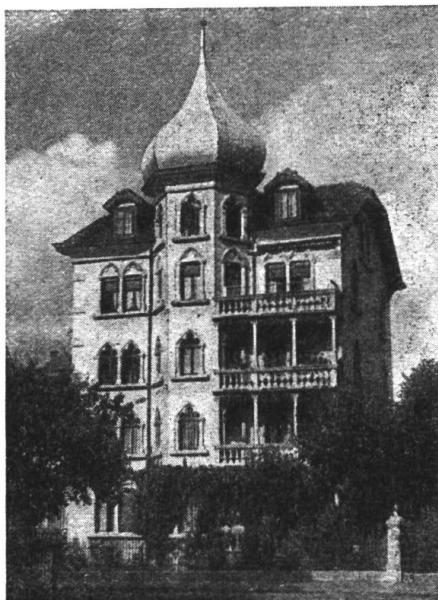
Mitgeteilt von alt Statthalter Weidmann.



Möglichkeiten für Arbeitsbeschaffung in Hülle und Fülle



**Wir brauchen nicht Angst zu haben, nach
dem Kriege gehe uns die Arbeit aus.
Solche Gebäude aus der schlechten alten
Zeit gibt es in unserm Land zu Tausenden.
Sie allmählich abzubrechen und zu er-
setzen ist eine der schönen Aufgaben,
die unser nach dem Kriege harren.**



Das Personal darf auch unter keinen Umständen einen Passagier ohne Billett im Wagen dulden. Hat jemand das Portemonnaie vergessen, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als auszusteigen, wenn sich nicht ein Mitreisender seiner erbarmt und ihm das Fahrgeld vorstreckt. Zur Ehre der Kondukteure sei es übrigens gesagt, daß diese menschlicher sind als die betreffende Verwaltung und daß sie in zahllosen Fällen dem Reisenden den fehlenden Zwanziger aus der eigenen Kasse leihen. Sicher haben sie damit keine schlechten Erfahrungen gemacht.

Das Ergebnis dieses rigorosen Systems ist eine überaus schlechte Zahlungsmoral der Passagiere. Bei gewissen jungen Leuten gilt es als gerissen, ohne Billett oder mit einem Zwanzigerbillet eine Dreißigerstrecke zu fahren. Das organisierte Mißtrauen hat einen Zustand geschaffen, der für die Verwaltung wie für das Publikum gleich unerfreulich ist.

Treu und Glauben

An der jetzigen Atmosphäre des gegenseitigen Mißtrauens, das unser Land vergiftet, sind die Juristen nicht unschuldig, und zwar sowohl die Advokaten wie die Richter. Es ist begreiflich, daß der Anwalt, der immer wieder sieht, wie viele Prozesse verloren werden, weil jemand es unterlassen hat, sich die nötigen Beweismittel zu sichern, ihren Klienten raten, keine Zahlung ohne Quittung zu machen, keinen Vertrag ohne schriftliche Bestätigung einzugehen. Diese Vorsichtsmaßnahmen sind sicher berechtigt, wo es sich um wichtige Geschäfte handelt, obschon man sich klar darüber sein muß, daß das ganze Geschäftsleben in viel höherem Grade, als der Laie vermutet, auf Treu und Glauben beruht. Sei dem aber wie ihm wolle, so ist es sicher falsch, wenn wir dieses übervorsichtige Denken auch auf die Privatsphäre der kleinen Geschäftstransaktionen übertragen.

Es ist ein Unsinn, wenn heute sogar die Schuhmacher anfangen, für jede Bezahlung einer Schuhreparatur-Rechnung

eine Quittung auszustellen, wenn den Konditoren geraten wird, keine telephonischen Bestellungen mehr für eine Eisbombe entgegenzunehmen, weil sie ja nichts Schriftliches in den Händen hätten und deshalb Mißbrauch getrieben werden könnte. Es ist unsinnig, wenn unsere Polizeibehörden den Leuten empfehlen, auch bei Abwesenheit von ein paar Minuten ihr Haus oder ihre Wohnung ja nicht offen zu lassen, weil sonst ein Diebstahl möglich sei.

Noch verheerender aber wirkt in dieser Beziehung die Praxis gewisser Gerichte, die häufig einem Dieb mildernde Umstände zubilligen, weil man ihm das Stehlen leicht gemacht habe. Im Gegenteil, der Buchhalter, dem der Prinzipal Vertrauen schenkt und nicht ständig durch Revisionen überwacht, der Magaziner, dem es außerordentlich leicht gemacht wird, Waren zum Verschwinden zu bringen, dem Dienstmädchen, das bei einer Frau tätig ist, die den Sekretär nicht ängstlich abschließt, allen diesen gehört eine besonders exemplarische Strafe. Manche unserer Gerichte aber scheinen der Devise zu huldigen: Nicht der Dieb, der Bestohlene ist schuldig.

Eine läbliche Ausnahme machen die Militärgerichte. Im Kantonnement kann der Soldat seine Wertsachen, seine Dauerwurst, sein Schreibpapier nicht einschließen. Nirgends ist es deshalb leichter zu stehlen, und mit Recht wird deshalb Diebstahl im Militär ganz besonders streng bestraft.

Die Diktatur der Organisation

Eine Hauptursache des bei uns gezüchteten Mißtrauens liegt in einer Art Kontrollwut, die wiederum von einem falschen Vollkommenheitswahn herkommt. Man will, daß das Ordnungssystem, das man aufgestellt hat, restlos stimme, und lieber läßt man die ganze Welt zugrunde gehen, als daß man die Großzügigkeit hat, fünfe grad sein zu lassen. Das Leben ist keine Rechnung, und

alles Lebendige stimmt nie. Eine Kontrolle ist immer nur ein Hilfsmittel, sie darf nie Selbstzweck sein, wie das so viele Organisationen meinen.

Viele Geschäfte kommen bei uns deshalb nicht zum Rentieren, weil sie an Überorganisation und Überkontrolle leiden. Alles ist wunderbar organisiert, alles stimmt. Der Verbrauch jedes Bleistifts und jedes Farbbandes ist einwandfrei nachweisbar. Die Lagerkontrolle ist immer in tadelloser Ordnung. Aber das ganze Kontrollsysteem kostet soviel Geld und verbraucht soviel unproduktive Arbeit, daß gerade deshalb nie eine Rendite zustande kommt.

Ein Kollege erzählte mir folgendes: Er habe, wie schon sein Vater, eine sehr primitive Lagerkontrolle gehabt, die es den Angestellten ohne weiteres ermöglicht habe, zum mindesten für den Privatgebrauch Bücher vom Lager wegzunehmen, ohne daß man das Manko überhaupt gemerkt habe. Er habe sein Geschäft dann durch einen Organisator überprüfen lassen. Dieser Mann habe die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und ihm eine genaue Lagerkontrolle eingerichtet. Diese funktionierte ausgezeichnet, hatte aber den Nachteil, daß sie zwei Angestellte benötigte, also die Kleinigkeit von 6000 Franken im Jahr kostete. Das sei drei Jahre so gegangen, bis er sich dann eines Tages gesagt habe: Nun schaffe ich die ganze Kontrolle wieder ab. Im großen und ganzen kann ich mich ganz sicher darauf verlassen, daß meine Angestellten ehrlich sind, und wenn sich auch einmal ein schwarzes Schaf darunter befindet, so werden dessen Diebstähle ganz bestimmt unter keinen Umständen auch nur einen Bruchteil der verausgabten 6000 Franken ausmachen.

Kein vernünftiger Mensch wird eine Sachschaden - Versicherung abschließen, wenn der mögliche Schaden unter keinen Umständen höher sein wird als die jährliche Prämie. Genau so sollte bei einer Kontrollsicherung der Aufwand im vernünftigen Verhältnis zum möglichen Verlust stehen.

In einem Sekundarschulhaus kamen immer wieder Kleiderdiebstähle vor. Die Gemeinde wußte nun nichts Gescheiteres zu tun, als für jedes Kind ein verschließbares Garderobekästchen erstellen zu lassen. Diese Kästchen kamen so teuer, daß Verzinsung und Amortisation des investierten Kapitals ein Vielfaches des vorher erlittenen Schadens betrugten. Dafür herrschte nun «Ordnung», aber eine Ordnung, die nicht nur unwirtschaftlich war, sondern gleichzeitig bedrückend, denn von nun an waren die Kinder mit der lästigen Arbeit geplagt, ihre Kleider in diesen Garderobekästen hängen und immer den Schlüssel mit sich herumtragen zu müssen. Außerdem ist diese Einrichtung pädagogisch unerwünscht, weil sie schon in die kindliche Seele den Keim des Mißtrauens gegenüber den Mitmenschen pflanzt.

Selbstverständlich kommen auch bei den amerikanischen Exchange-Buffets Zechprellereien vor. Aber die Ersparnisse, die an Personal gemacht werden, sind unverhältnismäßig viel größer als der erlittene Schaden. Nur wird eben bei einem solchen Betrieb die Rechnung niemals stimmen, d. h. die Statistik muß den Erfordernissen des Lebens geopfert werden.

Ein Ratschlag an die Behörden

Die Idee, das System müsse hundertprozentig klappen, wirkt sich besonders verheerend bei kriegswirtschaftlichen Maßnahmen aus. Immer wieder entdeckt man, daß die Paragraphennetze zu weitmaschig sind, so daß noch der und jener Sünder durchschlüpfen kann. Man verfeinert deshalb von Monat zu Monat die Kontrollmaßnahmen. Dadurch wird das System immer vollkommener, immer «gerechter». Es wird aber dadurch auch immer teurer, und vor allem wird dem ganzen Land eine Zwangsjacke umgelegt, in der es beinahe erstickt. Auch hier steht der Vorteil in keinem Verhältnis zu den Nachteilen. Lieber ein paar Betrüger ungestraft schalten lassen, als den 99 Prozent der Ehrlichen das Leben sauer zu machen.

In Zürich werden den Leuten, die es wünschen, die Rationierungskarten per Post zugestellt, eine unendliche Wohltat für alle die, die nicht über freie Zeit verfügen, die sie mit Warten an Schaltern zubringen können. Nun ist es selbstverständlich, daß dieses System nicht hundertprozentig klappen kann. Es kommt gelegentlich vor, daß die Couverts aus den Briefkästen entwendet werden, die Empfänger also die Karten nicht erhalten. Man hat deshalb in Bern erwogen, ob aus diesem Grunde die Zustellung per Post nicht abzuschaffen sei. Das wäre aber grundverkehrt. Trotzdem das jetzige System nicht stimmt, hat es so große Vorteile, daß man es beibehalten sollte.

Man dürfte auch den Leuten, die nicht in den Besitz ihrer Karten kommen, ruhig gegen unterschriftliche Erklärung Ersatzkarten aushändigen. Natürlich besteht dann die theoretische Möglichkeit, daß manche unter unwahren Angaben betrügerisch Karten erschleichen, aber diese Fälle werden so selten sein, daß man sie ruhig in den Kauf nehmen darf. Und übrigens lehrt die Erfahrung immer wieder, daß gegen Betrug schlechterdings kein Kraut gewachsen ist. Wenn jemand wirklich betrügen will, so wird er immer Mittel und Wege finden, auch die raffinierteste Kontrolle zu überlisten.

* * *

Man spricht heute viel von einer Vertrauenskrise, die überwunden werden müsse. Wohlmeinende Leute sind am Werk, das Mißtrauen, das die einzelnen Volksklassen und Stände gegeneinander hegen, und das jahrelang systematisch geschürt wurde, wieder zu beseitigen. «Mir müend ja glich zäme schaffe» heißt die Parole. Diese Erneuerung der Gesinnung sollte aber mehr umschließen. Wir sollten versuchen, ganz allgemein in unserem gesellschaftlichen Leben das zerstörte Vertrauen wieder herzustellen. Auch dann würde die Erde nicht zum Paradies, aber sicherlich würde unser ganzes Leben von einem Alpdruck befreit.